

ANMUT UND SPRACHGEWALT. Zur Zukunft der Lutherbibel. Beiträge der Jenaer Tagung 2012, hg. v. Corinna Dahlgrün u. Jens Haustein. Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft, 2013. 204 S.

Die im Titel des hier zu besprechenden Buches genannte Jenaer Tagung widmete sich einer neuen, vorsichtig ›Durchsicht‹ genannten Überarbeitung des Lutherbibeltextes von 1984, die für das Reformationsjubiläumsjahr 2017 geplant ist. Der Text von 1984 war geprägt von der Überarbeitung der (gescheiterten) Revision von 1975 (NT '75) und den erregten Debatten, die diesem Text folgten. Mit dieser ›Durchsicht‹ befassten sich elf Referenten auf einer Tagung an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena vom 12. bis 14. April 2012 sowie ein Referent auf der zweiten Gesamttagung des Projektes ›Durchsicht der Lutherbibel‹ am 22. Oktober 2011 in Hannover. Dem interdisziplinären Charakter der Aufgabe gemäß waren durchgehend hochqualifizierte Fachkräfte aus Theologie, Germanistik, Sprach- und Übersetzungswissenschaft engagiert. Die Herausgeber *Jens Haustein*, Professor für Germanistische Mediävistik, und *Corinna Dahlgrün*, Professorin für Praktische Theologie, demonstrieren die Spannweite zwischen Theorie und praktischem Nutzen, Vergangenheit und Gegenwart, welche die Arbeit mit einer Bibel für heute prägt.

Im Hintergrund stand die noch gegenwärtige Erinnerung an das Debakel mit der '75er Fassung: Bei dieser waren Sprach- und Theologiehistoriker mit ihrer Leistung durchaus zufrieden gewesen, sie wurde der Gemeinde bischöflich-feierlich überreicht, – und bei der Ingebrauchnahme im Gottesdienst schallend ausgelacht, als in der Lesung das Licht statt »nicht unter einen Scheffel«, jetzt »nicht unter einen Eimer« gestellt wurde. Von der Fachwelt gelobt,

von den Gemeinden abgelehnt: die anfängliche Hoffnung des Landesbischofs Eduard Lohse, es käme auf Gewöhnung an und die Rezeption würde mit der Zeit gelingen, erwies sich als trügerisch. Da das NT '75 von den Gemeinden nicht gekauft wurde, wurde eine Rückrevision notwendig, die weniger radikal vorging. Sie wurde 1984 vorgelegt und akzeptiert.

Daher rührt die heutige Vorsicht im Umgang mit dem traditionellen vertrauten Text. Im Gegensatz zu den Richtlinien von 1975 gilt als Bezugsrahmen jetzt nicht das Gegenwartsdeutsch, sondern ein »*Abgleich* mit den Urtexten« (Das Substantiv ›Abgleich‹ gehört nicht gerade zu den geläufigsten. Im Universalduden findet sich nur das Verb ›abgleichen‹, d.h. ›vergleichend auf etwas abstimmen‹). Aus den Erfahrungen mit den bisherigen Ausgaben wurde das künftige Ziel formuliert: »[...] ein für die evangelische Theologie grundlegendes Dokument zu bewahren, dabei die Wiedererkennbarkeit der vertrauten Worte im Gottesdienst nicht zu stören und zugleich die Erkenntnisse der neueren Exegese angemessen zu berücksichtigen« (Vorwort). Fürwahr ein hohes Ziel!

Im einleitenden Text von *Christoph Kähler* (Landesbischof i.R. und Prof. für NT an der Universität Leipzig) »Zur Durchsicht der Luther-Bibel: Problemaufriss« (9–15) werden die Schwierigkeiten formuliert: Es gilt, »den Grad der Dringlichkeit von Änderungen einerseits und die Gefahr des Verlustes eines kostbaren Erbes andererseits zu bedenken und zu einem vertretbaren Ausgleich zwischen beiden Anliegen zu kommen«, was vorbehalten bliebe »dem Gespräch der Exegeten untereinander, dem innerhalb der theologischen Disziplinen und dem zwischen wissenschaftlicher Theologie und Kirchenleitungen« (10). Jedoch erfährt der Leser auch, dass diesem »Ge-

sprach« Grenzen gesetzt sind bzw. noch eine weitere, öffentlichkeitsbezogene Kategorie einbezogen werden muss, nämlich die germanistische Sprach- und Textwissenschaft: Der »Rat der EKD hat ausdrücklich bestimmt, dass es nicht [...] um eine Anpassung an den gegenwärtigen Sprachgebrauch gehen solle, sondern vor allem um eine Überprüfung der Texttreue an den Ausgangstexten« (11). Unter Verzicht auf sprachliche Modernisierung ginge es allein »um eine behutsame Pflege eines sprachlichen und theologischen Schatzes« (15; deshalb der Terminus ›Durchsicht‹, dessen Ergebnis verlagsrechtlich jedoch womöglich »die Bezeichnung Revision ›verdient und erhält.« vgl. 11 Anm. 6). Neue exegetische Erkenntnisse seien zu berücksichtigen, »ohne den Gesamtklang der Lutherbibel zu verändern« (10). – Praktisch bedeutet das, dass Luthers Text von 1545 unrevidiert übernommen werden kann, wenn er »heute zwanglos gut verstanden werden kann« (14). – Allerdings stimmt die Rezensentin bedenklich, dass die gottesdienstfeiernden privaten Laienchristen keine Stimme haben. Sie haben durch ihre Weigerung zum Kauf des NT '75 die theologische Expertise zu vorigen Revisionen gezwungen. Die Rezensentin fragt sich, ob auch der Verfremdungseffekt des Frühneuhochdeutschen vielleicht unterschätzt wurde, der den Luthertext heute archaisch macht: so spricht »der deutsche Mann« heute nicht mehr. »Zwanglos gut verstanden« kann auch »falsch verstanden« sein. Textrezeption ist ein schwieriges, schwer voraussehbares Gebiet.

Albrecht Beutel (Prof. für KG an der Universität Münster) beschreibt in seinem Beitrag »Es Ist mein testament und mein dolmetschung und sol mein bleiben und sein, [...]« (17–37) Luthers Übersetzung unter Auswertung von dessen eigenen Schrif-

ten, insbesondere dem »*Sendbrief vom Dolmetschen*« und den »*Summarien über die Psalmen*«. Dabei stellt er als Haupteigenschaften den sprechsprachlichen Duktus, die Christus-Orientierung, Luthers Voraussetzung für einen guten Übersetzer (»ein rechtes, frommes, christliches Herz.«) sowie sein Selbstbewusstsein heraus. Beutel tritt für eine Texttreue ein, die auch Konjunktive bewahrt (sein Beispiel ist überzeugend!) und in Fällen, wo Luther falsch übersetzte oder falschen Vorlagen folgte, Richtigstellungen in Fußnoten bewerkstelligt. Das eigentliche Verstehenshemmnis sei nicht die altertümliche Sprachgestalt der Lutherbibel, sondern die *Sache*, die darin zur Sprache käme (37).

Christopher Spehr (Prof. für KG an der Universität Jena) berührt sich in seinem Beitrag »Notizen zur Wittenberger Bibelübersetzung« (39–52) mit Beutel in Reflexionen über den Begriff Dolmetschen und Luthers Dolmetschen, und tritt wie dieser für die Bewahrung der lutherischen »Anmut und Sprachgewalt« ein. Er betont die predigtbezogene Übersetzungstradition der »sermo humilis«, interpretiert die Lutherbibel als »gepredigte Textgestalt« und fordert, Luthers Bibel will »gehört, gelesen, gesungen und meditiert werden« (51). Seine Einstellung ist »Durchsicht als Denkmalschutz« (34), allerdings mit einer wichtigen Voraussetzung (vgl. die Bedenken der Rez. oben): »Die hörende Gemeinde gilt es für die aktuelle Durchsicht als Adressaten ernst zu nehmen. Der Gemeinde die Tiefendimension der christlichen Botschaft in vertrauter Sprachgestalt zu vermitteln und in der Predigt möglichen Verständnisschwierigkeiten des Textes entgegenzuwirken, ist eine kreative Aufgabe, die sich lohnt.« (52, Hervorhebung der Rez.).

Johannes Anderegg, (Prof. em. für deutsche Sprache und Literatur an der Universi-

tät St. Gallen) beschreibt in seinem Beitrag »Aufs Maul geschaut? Überlegungen zum Einfluss Luthers auf die deutsche Literatur« (131–144) den Einfluss der Lutherbibel auf die deutsche Literatur durch die Jahrhunderte, wobei er Klopstock, Goethe, Herder u. a. hervorhebt. Besonders seit der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts werde die Bibel »als Literatur gelesen und gepriesen« (133). Andererseits ist die Ansicht, dass dies weniger Luthers Übersetzung zuzuschreiben sei, sondern vielmehr dem poetischen Charakter der Bibel.

Die Bedeutung der Musik bei Luther – dessen Bibeltexte Johann Sebastian Bach problemlos seinen Oratorien zugrunde legen konnte – behandelt der Rektor der Hochschule für Kirchenmusik Dresden, *Christfried Brödel*. Sein Vortrag »Durch Sprache das Leben formen« (97–108) stellt u. a. die Frage, »ob diese [=alte] Musik heute als glaubwürdige Verkündigung des Wortes Gottes oder lediglich noch als ein ästhetischer Genuss, allenfalls als Glaubenszeugnis einer vergangenen Zeit wahrgenommen werden kann« (104), und betont, die Texte müssten auch dem rationalen Verständnis erschlossen werden. »Es geht nicht darum, die Texte zu ändern, sondern den heutigen Menschen einen Zugang zu ihnen zu eröffnen.« (105). Luthersche Formulierungen seien in das religiöse Unterbewusstsein eingedrungen, und hier »sollte man nur dann korrigieren, wenn es absolut unvermeidlich erscheint« (105).

In »Wider die Verständlichkeit um jeden Preis. Eine Invective« (123–130) beschreibt *Thomas Cramer* (Prof. em. für Ältere Deutsche Philologie an der TU Berlin) temperamentvoll die Unsicherheit (»Stolperkaden«, »kakophonisches Gemurmel«) gegen Ende eines protestantischen Gottesdienstes, ob das »Vaterunser« oder »ein Unservater«, »von dem Übel« oder »von dem

Bösen« gebetet werden solle. Er ist der Ansicht, liturgische Texte dürften keinen Veränderungen unterliegen. Ausschlaggebend für die Texte sei ihre Funktionstüchtigkeit. Zu ähnlichen Ergebnissen betreffs der Bibelsprache Luthers kommt auch *Hans-Jürgen Schrader* (Prof. em. für deutsche Literatur an der Universität Genf) in seinem Beitrag »Zwischen verbaler Aura und Umgangsdeutsch« (145–180), der die umfassende Kritik an den früheren Revisionen verwertet, Luthers Sprachgewalt preist und auch un- oder missverständliche Wörter erhalten haben will. Schwierigkeiten ließen sich wie schon in früheren Jahrhunderten durch Glossen, Missverständnisse durch Annotationen beheben. »Das Wort sie sollen lassen stahn! Freilich muss man es immer neu erwerben, um es zu besitzen.« (180).

Mit *Notger Slenczka* (Prof. für Systematische Theologie/Dogmatik an der Humboldt-Universität Berlin) kommt die Theologie eindringlich zu Wort: »Die Lutherbibel zwischen Buchstabe und Geist. Überlegungen zur hermeneutischen Funktion der Bibelübersetzung« (53–67). Hier geht es um den Kern der Luther-Bibelübersetzung, um das jedem Übersetzungsvorgang vorausgehende Verständnis der *Sache*, von der der Text handelt. Slenczka beschreibt die Historik von Luthers Umgang mit der Bibel, sein Schriftverständnis insgesamt, besonders mit dem Ausgangspunkt von Luthers Vorrede zum ersten Band seiner lateinischen Werke 1545, in der es um das Übersetzungsproblem der Wendung »*iustitia Dei*« ging. Von »Mühsal, Anfechtung und Erfahrung« ist die Rede, von *oratio, meditatio, tentatio*, von Gebet, von Gesetz und Evangelium und vom Glaube als Empfangen: »Das im Ausgang von einer Textstelle recht verstandene Evangelium wird zum hermeneutischen Schlüssel für die Schrift«, die sich »*insgesamt* auf das Zentrum« hin

erschließt, »das Luther an der *einen* Textstelle verstanden hat« (61). Die imponierende Darstellung mündet in die Frage nach einer »biblischen Theologie«, und ob »der divinatorische, von der eigenen religiösen Erfahrung geleitete Griff Luthers nach einer einheitlichen Absicht der Schrift angemessen ist«, so dass die Arbeit »dieser Übersetzung [...] ihrem Anspruch und ihrer kirchlichen Funktion gerecht« werde (67).

Hochgradig übersetzungstechnisch ist dagegen der Beitrag von *Hartmut Freytag* (Prof. i.R. am Institut für Germanistik I der Universität Hamburg), der »Allegorica und Typologica in deutschen Übersetzungen des Novum Testamentum Graece« (109–121) anhand von zwei Bibelziten bei Luther 1545 mit ihrer Behandlung in der Zürcher Bibel, der Einheitsübersetzung von 1980 und der Guten Nachricht von 1967 vergleicht und zu dem Fazit kommt: »Unsere Studien [...] münden [...] nicht in den Vorschlag, von Luthers Übersetzung abzuweichen.« (121).

Ebenfalls mit Übersetzungsfragen befasst sich *Sebastian Seyferth* (Prof. für Germanistische Linguistik an der Hochschule Zittau/Görlitz), der aus germanistischer Perspektive die Frage: »Wie viel *Septembertestament* steckt noch in der Bibel von heute?« (181–199) mit einem Übersetzungsvergleich zwischen den Versionen von 1522 und 1984 sowie kontrastiv dem Einbezug der Einheitsübersetzung nachgeht. An zahlreichen Beispielen zeigt er auf, dass noch »viel Sprache und Sprachduktus« des *Septembertestaments* – dieses »translationsästhetischen Treffers« (183) – in der 1984er Version steckt.

Zum Abschluss wähle ich zwei Beiträge, die die Spannweite der Persönlichkeit Luthers – auch in ihrem stilistischen Zugriff – illustrieren: den innerlichen Theologen und den öffentlichen Streiter. *Johannes von Lüpke* (Prof. für Systematische Theolo-

gie an der KiHo Wuppertal/Bethel) behandelt in seinem Beitrag »Sprachgebrauch und Norm. Luthers theologische Grammatik in Grundzügen« (69–83) Luthers Sprachverständnis, das von der schulmäßigen Rhetorik ausgehend sich weiterentwickelte: Um Gottes Wort recht zu verstehen und zu gebrauchen, bedarf es einer neuen Grammatik, Rhetorik und Dialektik, eine »menschliche Sprache als Sprache des Herzens« (75 f.). Die Rez. stimmt ihm darin vorbehaltlos zu, vgl. »Martin Luthers Rhetorik des Herzens« [Tübingen 2000, bes. Kap. IV]. In den Abschnitten IV und V über den Umgang mit dem schöpferischen Wort Gottes greift von Lüpke tiefeschürfende theologische Fragen auf, die sich auf dem hier begrenzten Raum nur schwer befriedigend behandeln lassen. Davon zeugt allein schon der Umfang an Fußnoten.

Der Journalist und Pastor *Uwe Michelsen* (Mitglied des Rates der EKD) soll mit seinem flott geschriebenen Beitrag »Luther öffentlich. [...] Zwischen Kanzel, Katheder und Kachelofen« (85–95) den Abschluss bilden. Er stellt »den öffentlichen Luther« u.a. als »eine Art kirchenhistorische[n] Popstar« (86) vor, dessen Gedanken sich mithilfe von Johannes Gutenberg und Lukas Cranach lauffeuerartig über ganz Europa verbreiteten, wozu auch die Kirchenlieder und die Sprachgewalt seiner Bibelübersetzung wesentlich beitrugen. (Allerdings würde die Rez. dies nicht erklären mit: »Luther verstand wie kaum ein Zweiter, wie man die Botschaft erfolgreich per Medium Musik verbreitet« [91], oder: »Der Publizist Luther hatte ganz offensichtlich einen guten Riecher. Denn eine solche Übersetzung hatte es bis dato nicht gegeben [...]« [90]). Auch die dunkle Seite wird genannt, der provozierende und polternde Luther: »Mit dem Polemiker Luther tragen die evangelischen Kirchen [...] ein schweres Erbe.« (93) Welche

Folgerungen die Überarbeiter für ihre Durchsicht daraus zu ziehen haben, wird ihnen jedoch selbst überlassen.

Seit der Revision von 1984 hat sich im Kulturklima etwas verändert, das man als eine »emotionale Wende« bezeichnet, die sich im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts anbahnte: Gefühle sind Wissenschaftlern nicht mehr suspekt als nur Ästhetik. Es besteht keine (konstruierte) Alternative mehr zwischen »intellektuellem Verständnis« einerseits und »ästhetischem Genuss« andererseits. Es ist die alte rhetorische Erkenntnis, die sich in der Affektenlehre findet (so z.B. bei Augustinus, Gerson und selbstverständlich bei Luther), dass es eine »intelligence of emotions« gibt (Martha C. Nussbaum, *Upheavals of thought. The Intelligence of Emotions*, Cambridge 2001.), dass Gefühle nicht »genossen« bzw. »erlitten« werden, sondern von Gedanken nicht zu trennen sowie für Tiefenerlebnisse des Gesehenen und Gehörten unerlässlich sind (vgl. Birgit Stolt, »Laßt uns fröhlich springen!«. Gefühlswelt und Gefühlsnavigierung in Luthers Reformationsarbeit, Berlin 2012, Einführung S. 13 ff. und die dort angeführte Literatur). Was wäre sonst »Fingerspitzengefühl« oder »Sprachgewalt«? Diese »emotionale Wende« prägt sich unübersehbar in der Offenheit der Jenaer Tagung für die »Tiefenwirkung« lutherscher Bibelsprache

auch bei intellektuell vielleicht ungenügendem Verständnis aus. Es gilt nicht mehr »entweder man versteht – oder man fühlt/genießt«, sondern »ohne es im Innersten zu fühlen bleibt ein nur intellektuelles Verstehen oberflächlich«. (Allerdings: falsch verstehen bleibt immer falsch, auch wenn es noch so hinreißend ist!)

Dies ist eine äußerst vielversprechende Entwicklung. Vieles ist allerdings noch im Fluss. Den Überarbeitern steht eine heikle und undankbare Arbeit bevor: Kompromisse sind notwendig, und sie führen mit sich, dass keiner richtig zufrieden ist. Es gilt, ein »Denkmal« nicht nur zur Erinnerung zu bewahren, sondern auch zum heutigen Gebrauch tauglich zu machen, so dass es nicht zu einem bloßen Museumsobjekt wird. Auch darf man nun nicht ins andere Extrem verfallen und das intellektuelle Verständnis zu stark vernachlässigen: wie viele Menschen lesen Fußnoten? Oder schlagen Erläuterungen nach?

Das Bild von der »Quadratur des Kreises« bietet sich an. Der vorliegende Band ist eine eindrucksvolle und anregende Darbietung intensiver Arbeit an einem reichhaltigen und gleichzeitig schwierigen Erbe, für welches gilt: »Erwirb es, um es zu besitzen«. Man kann nur viel Glück dazu wünschen.

Uppsala

Birgit Stolt